Zeitschrift: Schweizerische Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialgeschichte = Société Suisse d'Histoire Economique et Sociale

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialgeschichte

Band: 15 (1998)

Artikel: Mehr Selbstversorgung und mehr Produktion für den Markt : die Überlebensstrategie der Bäuerinnen in der Zwischenkriegszeit

Autor: Moser, Peter

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-872008

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Peter Moser

Mehr Selbstversorgung und mehr Produktion für den Markt

Die Überlebensstrategie der Bäuerinnen in der Zwischenkriegszeit

Eric Hobsbawm hat den «Untergang des Bauerntums» den dramatischsten und weitreichendsten sozialen Wandel in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts genannt, «der uns für immer von der Welt der Vergangenheit getrennt» habe. Hat sich demnach «die Vorhersage von Marx, dass das Bauerntum durch die Industrialisierung ausgerottet werden würde» – wie Hobsbawm weiter meint – «offenkundig bewahrheitet»?[1] Die Antwort ist komplizierter als die Zahlen auf den ersten Blick nahelegen, hat doch die Entwicklung vom Ende des 19. Jahrhunderts bis zum Zweiten Weltkrieg eher zu einer Stärkung als einer Verdrängung der bäuerlichen Familienbetriebe geführt.[2] Erst der Siegeszug der Konsumgesellschaft in der Nachkriegszeit, wo sich immer dann die «Märkte vergrösserten», wenn «eine Bauernschaft»[3] verlorenging, hat zu der von Hobsbawm zu Recht hervorgehobenen Eliminierung des Bauerntums in Westeuropa geführt.

Bisher hat die im politischen Bereich so vielfältige und zuweilen imposante Formen annehmende Weigerung der Bauern, «einfach von der Bildfläche zu verschwinden»,[4] fast die gesamte Aufmerksamkeit, welche die Geschichtsschreibung der bäuerlichen Bevölkerung überhaupt schenkte, auf sich gezogen; nicht wenige Politologen und Historiker hat sie sogar dazu verleitet, der Bauernschaft eine politische Macht zuzuschreiben, die in einem eklatanten Widerspruch zu ihrer sozioökonomischen Marginalisierung in der Nachkriegszeit steht.[5] Die von den Bäuerinnen entwickelten vielfältigen Überlebensstrategien hingegen wurden bisher von der Historiographie noch kaum zur Kenntnis genommen – wohl nicht zuletzt deshalb, weil sich diese Bestrebungen nicht nur in der Schweiz, wo die Frauen das Stimm- und Wahlrecht bis 1971 nicht hatten, sondern auch in den anderen europäischen Gesellschaften, wo die Frauen die staatsbürgerlichen Rechte relativ «früh» erhielten, kaum je auf der politischen Ebene abspielten.[6]

Die weitgehende Abwesenheit der Bäuerinnen in der (Agrar-)Politik[7] bedeutet jedoch keineswegs, dass sich diese im Gegensatz zu den Bauern nicht gegen ihre Verdrängung aus der modernen Gesellschaft gewehrt hätten. Im Gegenteil, Frauen

engagierten sich ebenso stark für ihr Verbleiben im Agrarsektor wie Männer. «Unser Leben ist ein endloser Kampf gegen den Untergang», schrieb eine Bäuerin im Herbst 1931 in der eben erst gegründeten «Schweizerischen Landfrauenzeitung».[8] Aber der Widerstand der Bäuerinnen gegen ihre Verdrängung aus der Industriegesellschaft spielte sich hauptsächlich dort ab, wo die Frauen auch im Alltag tätig waren: im Haushalt und Betrieb. In der Zwischenkriegszeit bedeutet das: zwischen Selbstversorgung und Marktproduktion.

In diesem Beitrag geht es deshalb primär um die Frage, wie die Bäuerinnen in der Zwischenkriegszeit auf die Einkommensverluste der bäuerlichen Haushalte wegen den teilweise dramatisch zerfallenden Preisen der vorwiegend von den Männern produzierten Güter Milch und Fleisch reagierten und wie sie die von der neuen agrarischen Elite propagierte Strategie des «Rückzugs in den Betrieb»[9] in den von ihnen kontrollierten Bereichen umsetzten. Und um die Beurteilung der Frage, ob diese Strategie tatsächlich einen Rückfall in eine «überwundene Wirtschaftsform» darstellte – oder ob es sich nicht viel mehr um einen weiteren Schritt auf dem Weg der seit dem Ende des 19. Jahrhunderts weitgehend von den bäuerlichen Familienbetrieben getragenen Modernisierung des Agrarsektors handelte; einer Modernisierung, welche die Bauernschaft eben nicht in der Phase der «Industriegesellschaft», sondern erst in derjenigen der «Konsumgesellschaft»[10] überflüssig machte.

Die Rolle der Frauen in der Landwirtschaft 1900–1930

Der am Ende des 19. Jahrhunderts zu beobachtende Rückgang der Beschäftigten im Agrarsektor ging weitgehend zu Lasten weiblicher Arbeitsplätze.[11] Als Gründe werden die «Mechanisierung aufwendiger Arbeitsgänge»,[12] die kürzeren Arbeitszeiten und geringeren geschlechtsspezifischen Lohnunterschiede im Industriesektor[13] sowie die stärkeren hausrechtlichen Abhängigkeiten und die schlechteren Heiratschancen[14] in der Landwirtschaft aufgeführt. Zudem haben die im Verlauf der Anpassung der Agrarproduktion an die Weltmarktbedingungen am Ende des 19. Jahrhunderts unternommenen Betriebsumstellungen vom Ackerbau auf die Viehzucht die Bedeutung weiblicher Arbeitsbereiche in der bäuerlichen Ökonomie geschmälert und so zusammen mit der parallel dazu verlaufenen Verminderung der Selbstversorgung auf den Betrieben zu einem Verlust weiblicher Arbeitsplätze im Agrarsektor geführt.[15] Berücksichtigen sollte man auch, dass die Statistiker mit ihren an männlichen Erfahrungen modellierten Erhebungsmethoden generell zur tendenziellen Marginalisierung der weiblichen (Erwerbs-)Arbeit beigetragen haben.[16]

Nach der Jahrhundertwende änderte sich das Verhältnis zwischen männlichen und weiblichen Arbeitsplätzen in der Landwirtschaft wieder zugunsten der Frauen, obwohl innerhalb des Agrarsektors keine grosse Erschütterung der Anbaustruktur mehr stattfand. Weil aber der wirtschaftliche Aufschwung im industriellen Sektor zahlreiche neue männliche Arbeitsplätze schuf, wurden jetzt viele Klein- und Nebenerwerbsbetriebe in der Landwirtschaft von Frauen allein weitergeführt. «Die durch den Abgang der Männer in den Reihen der landwirtschaftlichen Arbeitskräfte entstandenen Lücken sind zum Teil durch die Frauen ausgefüllt worden», schrieben die Statistiker zur Erklärung des Phänomens, dass nach der Jahrhundertwende die Zahl der weiblichen Arbeitsplätze im Agrarsektor wieder zunahm.[17] Dort, wo die Männer einem Neben- oder gar Vollerwerb ausserhalb der Landwirtschaft nachgingen, übernahmen Frauen jetzt auch Arbeiten wie das Melken, das mit der Vermarktung der Milch weitgehend von den Männern vereinnahmt worden war. Die Frauen übten also eine Art Pufferfunktion aus. Wie sie sich dazu stellten, wissen wir nicht. «Sie tat es einfach», sagt ein Bauernsohn in den Erinnerungen an seine Mutter, die den Kleinbetrieb selbständig weiterführte, nachdem der Vater und bisherige Betriebsleiter in der Fabrik eine besser bezahlte Arbeit gefunden hatte.[18]

Eine ähnliche Rolle spielten die Frauen auch während des Ersten Weltkrieges. Nach der Spezialisierung auf Viehzucht stand nach Ausbruch des Krieges nun wieder eine Ausdehnung des Ackerbaus und ein Ausbau der Selbstversorgungswirtschaft an – beides Bereiche, in denen Frauen stark engagiert waren. Die Mobilisation der Armee entzog vielen Bauernhöfen nicht nur den in der Regel männlichen Familienvorstand, sondern mit den Pferden auch die wichtigste Zugkraft. Trotz den von einzelnen Gemeinden eingerichteten Arbeitsvermittlungsstellen, welche die vorhandenen Hilfskräfte an die Bauernbetriebe vermittelte, fiel der grösste Teil der Mehrbelastung – zwischen 1917 und 1919 wurde auch in der Schweiz der zwangsweise Ackerbau angeordnet – auf die oft nicht militärdienstpflichtigen Dienstboten sowie die Kinder, Mägde und die Bäuerinnen – ohne dass diese «viel Wesens von ihren oft unglaublichen Arbeitsleistungen» gemacht hätten.[19]

Die Arbeits- und Lebensgemeinschaft des Bauernhofes in der Zwischenkriegszeit sei durch das Auftreten «typischer Arbeitspersonen» gekennzeichnet, d. h. von Personen mit einem mehr oder weniger abgegrenzten Spezialgebiet, schrieb Walter Studer, ein Ingenieur Agronom, der zu Beginn der 1940er Jahre die Arbeitsabläufe auf 15 Betrieben in einem Dorf am Rande des bernischen Seelandes minutiös beobachtete und analysierte.[20] Diese «Arbeitspersonen» konnte man in den 1930/40er Jahren praktisch auf jedem Landwirtschaftsbetrieb beobachten, obwohl sich Art und Umfang ihres Arbeitsbereichs je nach örtlicher Gepflogenheit, Betriebsform und Betriebsgrösse veränderten. Der Arbeitsauf-

wand auf den Familienbetrieben war in der Regel sehr hoch. Das ging zu einem grossen Teil auf das Bestreben zurück, dem Boden immer grössere Erträge abzuringen, wobei v. a. mit dem Einsatz der Familienarbeit als «demjenigen Produktionsfaktor, der scheinbar nichts kostet, weitaus am wenigsten gespart» wurde. Man arbeite eben so lange, bis nach menschlichem Zutun in Hof und Feld alles zum Besten gedeihe, meinte Studer.[21]

Im Gegensatz zu den Statistikern, die «die blosse Beschäftigung im Haushalt nicht in demselben Sinn und demselben Masse als eine produktive Tätigkeit» betrachteten wie «die des Mannes»[22] machte Studer die Erfahrung, dass Männer und Frauen für die Bewältigung der Gesamtarbeit im Betrieb gleichermassen wichtig seien; sie würden sich in der Regel nur dann gegenseitig vertreten, wenn sie im Arbeitserfolg ungefähr gleichwertig seien. Es liege «im Interesse der Gesamtleistung, dass die einzelnen Arbeitspersonen entsprechend ihrer physischen Eignung im Arbeitsprozess eingegliedert» würden, so dass die Frauen auf den Betrieben «auch bei den Feldarbeiten im allgemeinen nur jene Verrichtungen, bei denen sie dem Manne ebenbürtig» seien, vornehmen würden. «Diese natürliche Arbeitsteilung» sei «im bäuerlichen Familienbetrieb eine Selbstverständlichkeit».[23]

Der Anteil der Frauen am Arbeitskräftebestand betrug auf den analysierten Betrieben zwischen 24% und 39% im Mittel waren 30% der Arbeitskräfte Frauen, 10% Kinder und 60% Männer. Von den effektiv aufgebrachten Arbeitsstunden wurden 10% von Kindern, gut 57% von Männern und etwas mehr als 32% von Frauen geleistet. Auf sämtlichen Betriebsgrössenklassen war der Anteil der von den Frauen geleisteten Arbeit um 2–4% höher als der Anteil der weiblichen Arbeitskräfte am Personalbestand. Es war der «meist spätere Feierabend», der die grössere Personenstundenleistungen[24] für die weiblichen Arbeitskräfte[25] ausmachte. Im Durchschnitt arbeiteten aber alle Familienmitglieder – namentlich auf den kleineren Betrieben – länger als die familienfremden Arbeitskräfte.

Die Bäuerinnen verrichteten allerdings nicht auf allen Betrieben die gleichen Arbeiten. Generell gilt: Je grösser der Betrieb, desto stärker war ihre Tätigkeit auf den Hausbereich konzentriert, da mit zunehmender Betriebsgrösse in der Regel auch die Zahl der erwachsenen Kostgänger grösser wurde und damit auch die auf spezielle Tätigkeiten spezialisierten «Arbeitspersonen». Die Grossbäuerin sei in erster Linie die Betreuerin und Hüterin des häuslichen Herdes, schrieb Studer. Dazu kam im Einzelfall sicher noch die von Ernst Laur schon lange propagierte Führung einer Buchhaltung, weil der Bauer, wie er beobachtete, «mit seiner arbeitsharten Hand»[26] dies nur ungern mache. Im Kleinbetrieb hingegen, wo namentlich das weibliche Dienstpersonal fast gänzlich fehlte, gab es eine ausgeprägte Arbeitsteilung lediglich zwischen Männer- und Frauenarbeit. Hier setz-

ten die Bäuerinnen zudem fast die Hälfte ihrer Arbeitszeit für landwirtschaftliche Arbeiten ausserhalb des Haushaltes ein.[27]

Auf den kleinen und mittleren Betrieben gehörten die Hühner- und Schweinehaltung zu den wichtigsten Tätigkeiten der Bäuerinnen; auf den grösseren Höfen hingegen wurden die Schweine in der Regel von Dienstboten besorgt. War Gotthelf noch davon fasziniert, wie die Bäuerinnen «mit gar nichts als mit blosser Kunst» Schweine mästeten, die auf dem Weg zum Metzger oft «reinlicher glänzten als manche Gräfin, die auf einen Hofball fährt», wie die Bäuerinnen also ein «Naturkunstprodukt» herstellten, das in seinen Augen keinen Vergleich mit den «Kunstprodukten» der Maler und Schriftsteller zu fürchten hatte,[28] so fiel den Agronomen jetzt v. a. das Rationalisierungspotential bei der Futterzubereitung für die Schweine durch die Bäuerinnen auf dem Kochherd auf.[29]

Studers zeit- und ortsgebundene Momentaufnahme bestätigt weitgehend andere, weniger präzis formulierte Beobachtungen aus der Zwischenkriegszeit. So waren die Bäuerinnen offensichtlich «schwer mit Arbeit überlastet». Am strengsten eingespannt waren «in der Regel jüngere Bäuerinnen mit kleinen Kindern», und zwar besonders dann, wenn die Eltern nicht mehr lebten und/oder wenn die wirtschaftliche Lage die Einstellung einer ständigen weiblichen Hilfskraft nicht gestattete. Die Arbeitszeit der Bäuerinnen überstieg unter solchen Verhältnissen praktisch regelmässig 4000 Stunden pro Jahr.[30] Diese von Studer ermittelte Zahl war zweifellos durch die während der Kriegszeit noch zusätzlich anfallende Mehrarbeit beeinflusst; aber auch in «normalen» Zeiten war es für Bäuerinnen unter diesen Umständen äusserst schwierig, mit – wie von Wissenschaftern immer wieder empfohlen – ihrer «Persönlichkeit» Einfluss auf eine bessere Gestaltung der Arbeitsabläufe zu nehmen.[31] Obwohl zu berücksichtigen ist, dass zumindest bei den Familienmitgliedern auf den Bauernhöfen «Arbeit, Beschäftigung und Mussezeit» meistens noch ineinander übergingen, so dass es schwer war, «die richtige Abgrenzung der eigentlichen Arbeitszeit zu treffen», waren die finanziellen Verhältnisse namentlich in kleinbäuerlichen Verhältnissen doch so, dass «jede Zeitaufwendung für andere als Produktionsarbeit» als Zeit- und Geldverschwendung angesehen werden musste.

Gewissenhafte und pflichttreue Bäuerinnen könnten gar nicht anders, «als ihre Jugend dem Berufe und der Familie opfern»,[32] stellte die «Schweizerische Landfrauenzeitung», die den Bäuerinnen auch eine Rationalisierung des Umgangs mit der Zeit nahelegte,[33] 1931 illusionslos fest. Sie könne nicht begreifen, schrieb denn auch eine Kleinbäuerin, «dass es immer noch Leute» gebe, «die den Bäuerinnenstand beschönigen» wollten. Das einzig begreifliche daran sei, dass es wohl meistens von Leuten getan werde, «die ausserhalb dem werktätigen Bauernstand stehen und von der Wirklichkeit keinen richtigen Begriff haben».[34]

Auswirkungen der neuen Agrarpolitik auf die weiblichen Bereiche

Mit der neuen, unter dem Schlagwort «Rückzug in den Betrieb» bekannt gewordenen agrarpolitischen Strategie der Zwischenkriegszeit verstärkte sich die Bedeutung der Frauen auf den Betrieben noch. Behörden und Verbandspolitiker erblickten in den von den Frauen dominierten Bereichen ein immer grösseres Entwicklungspotential zur Steigerung der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit des bäuerlichen Familienbetriebs. Eine «rationelle Selbstversorgung im bäuerlichen Haushalt» sollte jetzt sicherstellen, dass die Verpflegung auf den Bauernbetrieben «billig und doch zweckmässig gestaltet» werde.[35] So demonstrierte eine Subkommission der Aargauer Landfrauenvereinigung an der «Grünen Woche» in Brugg im Oktober 1936 mit vielen Tabellen und Schautafeln, wie die «Zelglibäuerin in schwerer Zeit» dank einer ausgeklügelten Vorratshaltung und der Verwendung von «Produkten zweiter oder dritter Qualität» aus dem eigenen Betrieb wesentlich dazu beitragen könne, dass eine Bauernfamilie zwar nicht «reich an Geld», aber doch so existieren könne; dass auch auf kleineren Betrieben eine Bauernfamilie ihren Verpflichtungen nachkommen könne «ohne je darben zu müssen».[36]
Die Propagierung dieser «mit der allgemeinen Lebenshaltung des schweizerischen Mittelstandes nicht in Einklang stehenden Ernährungsweise» für die Bauernfamilie stand in einem gewissen Widerspruch zu den bis zum ersten Weltkrieg an die Frauen gerichteten Forderungen, die teilweise auf eine «Verbürgerlichung» der bäuerlichen Haushalte ausgerichtet waren. Wurde von einer Bäuerin in den 1870er Jahren nämlich noch verlangt, dass sie sich in der «kräftigen Zubereitung der Speisen»[37] auskenne, so wurde zu Beginn des 20. Jahrhunderts in der landwirtschaftlichen Fachpresse von ihr bereits erwartet, dass sie die «gute bürgerliche Küche» beherrsche und sogar «etwas von der feineren Kochkunst»[38] verstehe. Nicht zuletzt um die Trennung von Bauernbetrieb und Haushalt richtig zu lernen, sollten Bauerntöchter die «Instandhaltung der Küche und Wohnung» in einem nichtbäuerlichen Haushalt erlernen, wurde weiter empfohlen.[39]
So wie nach dem Ersten Weltkrieg in der (Agrar-)Politik die internationale Arbeitsteilung durch den Blick auf die wieder an Bedeutung gewinnende Nationalwirtschaft abgelöst wurde, so fand auch im – trotz den fast ausschliesslich von Männern erteilten Ratschlägen weitgehend von den Frauen bestrittenen – Haushaltsbereich so etwas wie ein Perspektivenwechsel statt. Nicht mehr eine Angleichung an, sondern eher eine Distanzierung von bürgerlichen Normen wurde jetzt propagiert: «Wer seine Tochter in der feinen Küche und in der Besorgung von Parkettböden und Polstermöbeln unterrichten will, soll sie in eine städtische Haushaltungsschule schicken», erklärte Ernst Laur 1931.[40] In den Vordergrund der Bestrebungen der neuen agrarischen Elite, die einer «Bedarfsdeckungs-

wirtschaft»[41] das Wort redete, rückte dafür die Forderung nach «frauenarbeitssparenden, zweckmässigen Einrichtungen» im Bauernhaus.[42] So wie die in der Zwischenkriegszeit erst eigentlich einsetzende staatliche Betriebsberatung den männlichen Betriebsleitern riet, ihren Betrieb nach Möglichkeit auf die vorhandenen Familienarbeitskräfte zu konzentrieren,[43] so wollte man mit den arbeitssparenden Einrichtungen nicht nur die auf die Töchter zunehmend abschreckend wirkende Arbeitsbelastung vermindern, sondern auch die «teuren Tag- und Dienstenlöhne» tendenziell überflüssig machen.[44]

Das war aber keine «Rückkehr zu einer überwundenen Wirtschaftsform», wie das eidgenössische Arbeitsamt in Unkenntnis der landwirtschaftlichen Verhältnisse Ende der 1920er Jahre befürchtete,[45] sondern vielmehr die konsequente Weiterführung der von den bäuerlichen Familienbetrieben getragenen Modernisierung des Agrarsektors, der seit dem späten 19. Jahrhundert nicht von einer Zu-, sondern von einer Abnahme der Lohnarbeit begleitet war. Und der Rückzug in den Betrieb und die vermehrte Orientierung der Produktion an den Grenzen des Nationalstaates verlangte einen ebenso «beständigen Fortschritt» wie vorher die Ausrichtung auf den Weltmarkt.[46]

Die praktische Bedeutung der technischen Hilfsmittel für die «Bewältigung der Arbeit in Küche und Stall» werde leider oft noch viel zu wenig beachtet, bilanzierte Walter Studer am Ende seiner Beobachtung der Arbeitsabläufe. Die Einrichtung der Wasserversorgung im Haushalt beispielsweise vermöchte unter Umständen «mit gleichen Kosten weit mehr Arbeit zu sparen als ein kurzfristig brauchbares Erntegerät». Auf jeden Fall müsse «besonderes Gewicht darauf gelegt werden, dass die Technik der Haus- und Stallarbeiten mit der Mechanisierung der Feldarbeiten Schritt» halte. Wohl bestünden zahlreiche Hofmaschinen, aber es seien «leider gerade die umfangreichen täglichen Haus- und Stallarbeiten, die der Mechanisierung am schwersten zugänglich» seien.[47]

Und die Landfrauenzeitung meldete schon 1931, in Amerika sei die Frage der Arbeitsrationalisation im Haushalt wissenschaftlich geprüft worden; in Deutschland bestünden sogar Institute, welche die Frage der verbesserten Haushaltführung speziell auf dem Lande studierten. Wenn die dort ausprobierten Neuerungen einmal allgemeinen Eingang gefunden hätten, würde sich damit manche Schwierigkeit in bezug auf die Arbeitsleistung von selbst lösen. Auch von der mit der zunehmenden Bedeutung der weiblichen Bereiche einhergehenden Notwendigkeit zur zusätzlichen Beschäftigung familienfremder Arbeitskräfte versprach sich die Landfrauenzeitung einen Modernisierungseffekt im bäuerlichen Haushalt: «Die Hausfrau wird sich nach und nach an den Gedanken einer genauen zeitlichen Einteilung der Arbeit gewöhnen und darin den Weg zur genauen Festsetzung der Freizeit ihrer Dienstboten finden.»[48]

Die in der Zwischenkriegszeit so populär gewordene Forderung nach einer «rationellen Selbstversorgung» stand denn auch ganz in der Tradition der in der Fachpresse seit Jahrzehnten publizierten Anleitungen, wie rationeller produziert und damit die branchenspezifischen Probleme auf der einzelbetrieblichen Ebene gelöst werden könnten. Diese Appelle richteten sich vor dem ersten Weltkrieg zwar vordergründig ausschliesslich an die Bauern, aber Beschwörungen wie beispielsweise: «Wer sich ohne Not einen Vorrat anschafft, ist ein Verschwender» waren eigentlich (auch) an die Bäuerinnen gerichtet. Denn es waren ja vorwiegend deren Arbeitsbereiche, die entweder noch nicht (Haushalt) oder nicht mehr (Getreidebau) primär der Logik des Marktes unterstellt waren. In der Zwischenkriegszeit standen die Rationalisierungsbestrebungen nicht in erster Linie im Dienste einer zunehmenden Marktorientierung, sondern in der Logik der Politik des «Rückzugs in den Betrieb».

Verhalten der Bäuerinnen

Die wieder zunehmende Pflege der Hühnerhaltung, des Gemüsebaus und der Beerenkulturen zeige, «wie rege und schnell sich unsere Landfrauen auf die Forderungen der Zeit umzustellen wissen, die eine Vielseitigkeit der Betriebe notwendig machen, um die Risiken bei der gegenwärtigen Krise zu verteilen», schrieb die Landfrauenzeitung im November 1930.[49] Allerdings waren die wenigsten dieser Bereiche je ganz aufgegeben worden. Es hatte vielmehr eine Verschiebung der Eier-, Gemüse- und Beerenproduktion vom Betriebs- zum Haushaltsbereich stattgefunden. Jetzt ging es darum, die Produktion in diesen Bereichen sowohl für die Selbstversorgung als auch für den Markt auszudehnen und zugleich neue, von den Frauen kontrollierte Vermarktungsstrukturen zu schaffen. Auch Frauenvereine, die bereits vor dem Ersten Weltkrieg gegründet und bisher fast ausschliesslich im Bildungs- und Fürsorgewesen tätig gewesen waren, gingen jetzt dazu über, in eigener Regie Gemüse- und Eierverwertungsgenossenschaften zu betreiben.[50]

Mit Kursen, Vorträgen und Demonstrationen vor Ort versuchten die lokalen Landfrauenverbände Aufklärungsarbeit über die Möglichkeiten des Ausbaus einer «rationellen Selbstversorgung im bäuerlichen Haushalt»[51] zu leisten. Die Mitglieder wurden zur Durchführung von Abendveranstaltungen aufgerufen, um so ihre konkreten Erfahrungen mit einer verstärkten Selbstversorgungsstrategie individuell weiterzugeben.[52] Dabei ging es zwar auch darum, alte, teilweise in Vergessenheit geratene bäuerliche Kenntnisse wieder in Erinnerung zu rufen, aber im Vordergrund stand die Propagierung neuster Anbau- und Konservierungstech-

niken. Der Bäuerinnenverband Schaffhausen etwa empfahl und förderte durch den Verkauf von Büchsen das Sterilisieren von Fleisch; und in Bern legte der Bund Bernischer Landfrauenvereine den Bäuerinnen die Umstellung und Spezialisierung des Bauerngartens auf den Anbau des vom Markt verlangten Frühgemüses nahe.[53] Gerade weil eine zunehmende Selbstversorgung primär als zukunftsweisende, nicht alte Zustände zementierende Strategie verstanden wurde, konnten für beide Bereiche – die Markt- und die Selbstversorgungsproduktion – ähnliche Fertigkeiten vermittelt werden. Die «Planung» einer «rationellen» Produktion stand dabei sowohl im Gemüsebau[54] als auch bei der Tierhaltung im Vordergrund. Alle Tiere müssten lebenskräftig und leistungsfähig sein, wurde den Bäuerinnen beispielsweise immer wieder gesagt, das Augenmerk dürfe sich deshalb weder bei der Hühnerhaltung für die Selbstversorgung noch bei derjenigen für die Marktproduktion «nach der Schönheit der Federn richten».[55]

Mit dem Rückgang der Preise der wichtigsten Betriebserzeugnisse war nicht nur der Druck, die vornehmlich von Frauen gepflegten Bereiche wieder zu einem integralen Teil des Betriebs zu machen, gewachsen, sondern auch die Erwartung, mit einer Verstärkung der Selbstversorgung die Haushaltskosten zu verringern. «Sicher ist, dass ich ohne den Nutzen aus dem Hühnerhof unmöglich mit meinem Haushaltungsgeld auskommen könnte», schrieb eine Bäuerin stellvertretend für zahllose andere.[56] Den sich in der Zwischenkriegszeit zusammenschliessenden Bäuerinnen ging es deshalb sowohl um einen Ausbau der Selbstversorgung als auch der Marktproduktion. Dass sich die beiden Bereiche nicht ausschlossen, sondern ergänzten, ja oft sogar gegenseitig bedingten, wussten die Bäuerinnen schon früh. Die beiden Subkommissionen des anfänglich Bund Bernischer Landfrauenvereine genannten späteren Verbandes Bernischer Landfrauenvereine, «Selbstversorgung» und «Produktenverwertung» – letztere wirkte in erster Linie daraufhin, die Bäuerin «zur Produzentin für den Markt zu erziehen»[57] –, begannen schon kurz nach ihrer Etablierung gemeinsam zu tagen, um die Probleme zusammen zu lösen.[58]

Wie gut sich eine verstärkte Selbstversorgung und eine Zunahme der Marktproduktion in der Praxis ergänzten, wird bei der Eierproduktion besonders deutlich. Die bisher wegen der von den Hühnern jährlich benötigten Regenerationsphase («Mauserzeit») regelmässig im Herbst eintretende Eierknappheit auf dem Markt konnte dank dem Ausbau der Selbstversorgung mit Eiern markant verkürzt werden. Denn erst als die Bäuerinnen dazu übergingen, im eigenen Haushalt in dieser Zeit vermehrt oder sogar ausschliesslich selber konservierte Eier zu verwenden, gingen die Marktlieferungen im Herbst weniger stark zurück. Der Bäuerinnenverband Schaffhausen konnte deshalb die sonst übliche Praxis der Privilegierung grösserer Produzenten mittels Vorzugspreisen in dieser Zeit umgehen und allen

Lieferantinnen, unabhängig vom Umfang ihrer Produktion, einen Mehrpreis von 1 Rp. als Produktionsanreiz offerieren.[59]
Obwohl der Bäuerinnenverband Schaffhausen betonte, er betreibe «kein Eier-Profitgeschäft»,[60] war das Ausmass des Handels, den die Schaffhauser Bäuerinnen mit diesen machten, von Anfang an gross. Schon im ersten Geschäftsjahr betrug der Umsatz (inkl. Butter- und Geflügelfleischverkauf) rund 100'000 Fr. Bei einer stets ausgeglichenen Rechnung – die seit 1930 durch den schaffhausischen Genossenschaftsverband geführt wurde – wurde dieser Umsatz im nächsten Jahr noch um gut 25'000 Fr.übertroffen.[61] Bis zum Anschluss an die Eierverwertungsgenossenschaft (VEG) 1931/32 lief der gesamte Produktenverkauf über den an zwei bis drei Tagen pro Woche betriebenen Marktstand auf dem Herrenacker in der Stadt Schaffhausen.[62] Obwohl vermehrt auch Anstrengungen zum Anbau und der Vermarktung von Gemüse unternommen wurden – schon 1934 wurden mehr als 90'000 kg Zwiebeln angebaut, deren Absatz durch Verträge gesichert war[63] – erreichte der Eierumsatz Mitte der 30er Jahre mit fast 550'000 Stück verkauften Eiern 1935 einen Höhepunkt[64] – und das «zu Markte fahren», das vielerorts bereits als «alter Zopf» abgeschrieben war, erwies sich als durchaus leistungsfähige, moderne Vermarktungsform.[65] In der zweiten Hälfte der 30er Jahre ging der Umsatz etwas zurück; 1937 betrug er noch 84'481 Fr.und 1938 76'733 Fr.[66]
Ein wichtiges Bestreben der Landfrauenorganisationen war es, den Weg, den die Produkte zurücklegten, bis sie bei den Konsumentinnen ankamen, zu verkürzen.[67] Mit einigem Erfolg, wie nicht nur das Beispiel der Eier zeigt. Ihre Organisation habe es in kurzer Zeit dazu gebracht, dass «die Bäuerinnen des hintersten Dorfes, mit der schlechtesten Verbindung, ihre Produkte regelmässig zu guten Preisen absetzen konnten», erklärte die Präsidentin der Bäuerinnenvereinigung Schaffhausen.[68] Auch Marie Renfer stellte in ihrer Dissertation 1936 fest, der organisatorische Zusammenschluss habe zur Folge gehabt, dass «die Bäuerin viel weniger als früher darauf angewiesen sei, ihre Produktion dem fahrenden Händler zu verkaufen».[69]
Dort, wo das Einzugsgebiet grösser war, wo der Produktenabsatz nicht oder nur teilweise über Marktstände in der Stadt organisiert werden konnte, suchten die Frauen von Anfang an auch nach anderen Möglichkeiten, um den privaten Zwischenhandel zu umgehen. Die Bestrebungen der organisierten Landfrauen in Bern, eine Zusammenarbeit mit dem Verband landwirtschaftlicher Genossenschaften von Bern zum Absatz der von den Frauen produzierten Waren zu erreichen, waren wenig erfolgreich; es gab zwar Diskussionen, aber «Positives wurde nichts erreicht».[70]
Landfrauenorganisationen schlossen deshalb nicht zuletzt wegen dieser Zurückhaltung schon im Frühling 1931 direkt Anbauverträge mit der sich im Aufbau

befindenden Migros-Genossenschaft ab – obwohl diese in Gewerbe – und Detailhandelskreisen wegen ihrer Preispolitik äusserst umstritten war. Die Bäuerinnen liessen sich von den Interventionen und Protesten, die diese Zusammenarbeit auslöste,[71] aber nicht irritieren. Die «da und dort aufgetauchten Einwendungen gegen die Migros» seien nicht berechtigt, da die Lieferungen der Landfrauen keine schon bestehenden Lieferanten konkurrenzierten, argumentierte etwa Klara Minger, die erste Sekretärin des Verbandes Bernischer Landfrauenvereine; verweigere der Inlandmarkt der Migros die Lieferungen, so werde diese die Produkte aus dem Ausland beziehen.[72] Der Anbau für die Migros wurde den einzelnen Organisationen und Mitgliedern zwar freigestellt, aber der Verband dürfe die Beziehungen mit der Migros nicht ganz fallen lassen, beschloss der Vorstand; denn obwohl dieses Unternehmen «wie alles Neue» bekämpft werde, so habe es doch eine Zukunft, waren die Frauen überzeugt.[73] Auch in Schaffhausen gab es Widerstand gegen die Zusammenarbeit der Bäuerinnen mit der Migros. Der Vorstand der Bäuerinnenvereinigung beschloss aber auch hier – trotz der Intervention des Gewerbeverbandes bei der politischen Kommission der Bauernpartei – mit elf Stimmen zu einer, die Zusammenarbeit weiterzuführen,[74] so dass im Frühjahr 1933 im Kanton Schaffhausen 50 Aren Lauch, 30 Aren Sellerie und je 150 Aren Zwiebeln und Karotten auf Vertragsbasis für die Migros angepflanzt werden konnten.[75]

Es waren zwei Gründe, die zu diesem kontinuierlichen Ausbau der Geschäftsbeziehungen zwischen der Migros und den organisierten Landfrauen führten. Erstens war der Handelsbetrieb zufrieden mit den Produkten der Lieferantinnen,[76] und zweitens wurde der Anbau für die Migros für viele Produzenten und Produzentinnen so wichtig, dass dem zu einem grossen Teil ideologisch-politisch motivierten männlichen Widerstand gegen eine Weiterentwicklung der Geschäftsbeziehungen die wirtschaftliche Bedeutung entgegengestellt wurde.[77] In der Landwirtschaft seien derart viele grosse Einnahmequellen eingegangen, dass der Vorstand gar nicht habe anders handeln können, als «auf die Offerte der Migros AG für die Abnahme von über 1000 Doppelzentner Gemüse und Frühkartoffeln einzutreten und diese der Generalversammlung vorzulegen», heisst es im Protokoll der Generalversammlung der Bäuerinnenvereinigung Schaffhausen 1933. Die «Angelegenheit» sei von den anwesenden Bäuerinnen «lebhaft diskutiert» – und mit 121 zu 40 Stimmen akzeptiert worden.[78] Der Vertrag wurde 1934 erneuert, wobei sich die vereinbarten Entschädigungen an den Minimalpreisen der Gemüseunion orientierten.[79] Keine andere Grossfirma würde ihnen dieses grosse Quantum von 1310 Doppelzentnern Gemüse abnehmen, stellten die Schaffhauserinnen 1934 intern fest.[80] Als im Herbst 1937 der Zwiebelabsatz stockte, war es auch wieder die Migros, die bereit war, einzuspringen: «Die Migros AG aber, die

nicht nur die ‹Tat› schreibt, sondern wenn's draufankommt, auch eine gute Tat tun kann, nahm uns den grossen Rest der Zwiebeln anstandslos ab. Wir anerkennen das ebenfalls öffentlich und danken ihr dafür»,[81] schrieb die Bäuerinnenvereinigung im November im «Schaffhauser-Bauer» – obwohl Ernst Laur an der Frühlingsdelegiertenversammlung des Schweizerischen Bauernverbandes Gottlieb Duttweiler noch als neuen «Messias» des «manchesterlichen Liberalismus», der dem Volk «billiges Kochfett und lange Bratwürste» verspreche, verspottet hatte.[82]

Auch mit den bestehenden bäuerlichen Vermarktungsorganisationen wurde mit der Zeit enger zusammengearbeitet, obwohl sich Konkurrenzierungen hier nicht immer vermeiden liessen.[83] Für den Eier- und Geflügelabsatz besonders wichtig war die Schweizerische Eierverwertungsgenossenschaft (SEG), die 1929 aus dem Zusammenschluss der bereits bestehenden regionalen Verwertungsgenossenschaften für Eier und Geflügel entstanden war.[84] Eine ähnliche Rolle spielte im Gemüsebereich die Gemüseunion, der sich sowohl der Schweizerische Landfrauenverband als auch die meisten kantonalen Verbände anschlossen, um «eine systematische Organisation des Gemüsebaus» zu ermöglichen.[85] In Schaffhausen funktionierte auch die Zusammenarbeit mit dem Genossenschaftsverband, der im Auftrag der Bäuerinnen seit deren Gründung die Eiertransporte aus den Dörfern nach der Stadt Schaffhausen durchführte, gut.[86]

Trotz dem Widerstand gegen die Verwandlung ihrer Organisationen in kommerzielle Unternehmen wird deutlich, wie schnell und wie gut die Landfrauen in der Geschäftswelt heimisch wurden. Die Orientierungen über den Geschäftsgang, die Geschäftsführerin Emma Tappolet im Vorstand der Bäuerinnenvereinigung Schaffhausen regelmässig vortrug, lesen sich stellenweise wie die Börsenberichterstattung in der Wirtschaftspresse; so beispielsweise ihr Bericht an der Delegiertenversammlung im November 1934, wo sie sich zuerst entschuldigte, offenbar eine der wenigen «altmodigen» zu sein, die noch die Tracht anzögen und dann prophezeite, dass die «Eierpreise im Laufe des Monates wie gute Börsenpapiere» steigen würden; der Buttermarkt hingegen sei «gleichbleibend».[87] Den Antrag, den abwechselnd von den einzelnen Sektionen abgeordneten Markthelferinnen über das Reisegeld hinaus einen Lohn auszubezahlen, bekämpfte sie mit dem Argument, «dass die Marktlage eine sinkende sei und solche Extragelder» deshalb unmöglich ausgerichtet werden könnten – auch wenn sie den Helferinnen dieses «Obendrein» persönlich sehr wohl gönnen würde.[88] Auch die einzelnen Bäuerinnen kalkulierten präzis. «Mein Mann sagt zwar immer, die Hühner rentieren nicht», schrieb eine Bäuerin aus dem Kanton Bern 1931. Aber sie führe gut Buchhaltung, fuhr sie fort. Sicher sei, dass sie ohne das Hühnergeld unmöglich mit dem Haushaltungsgeld auskommen würde. Für das nächste Jahr versprach sie sich sogar eine «schöne Rendite aus der zugekauften Leghornherde».[89] Und in Schaff-

hausen führte die Aufstellung einer Bäuerin über «die Rentabilität der Hühnerhaltung» zum Ergebnis, dass bei einem Bestand von 50 Tieren ein Reinertrag von 18 Fr. je Huhn resultierte.[90]

«Wer hätte uns vor ein paar Jahren gesagt, dass man für 1000 Eier eine Kuh kaufen könnte?» fragte Emma Tappolet 1933 nicht ohne Stolz.[91] Diese für viele Frauen selbst irritierende Erfahrung, dass ihre Bereiche innerhalb der bäuerlichen Ökonomie offenbar teilweise massiv an Bedeutung gewannen, beruhte aber nicht etwa auf steigenden Preisen für ihre Produkte, sondern auf dem etwas weniger starken Preisrückgang bei diesen im Vergleich mit den v. a. von den Männern produzierten Erzeugnissen. «Die Eierpreise haben bald die Vorkriegsstufe, doch sind sie immer noch besser als die Fleischpreise», fasste Emma Tappolet diesen Sachverhalt lakonisch zusammen.

Der steigende Beitrag, den die Bäuerinnen zum Gesamteinkommen der bäuerlichen Familien beitrugen, war in der Krise der Zwischenkriegszeit auf vielen Höfen nicht nur bitter nötig, sondern der eigentliche Grund, weshalb «der Kampf mit Ehre» bestanden werden konnte. Ohne die zunehmende Selbstversorgung und Marktproduktion der Bäuerinnen wäre das bäuerliche Motto zur Krisenbewältigung – die «versteckte Not mit Bauernstolz» zu nähren und «Selbsthilfe» solange zu betreiben, als «es nur gehe»[92] – kaum so erfolgreich umzusetzen gewesen; erfolgreich in dem Sinn, dass die Abwanderung aus der Landwirtschaft in der Zwischenkriegszeit praktisch gestoppt werden konnte, obwohl der Anteil des Agrarsektors am Volkseinkommen weiter zurückging. Mit Konsumverzicht und einer Ausdehnung der Marktproduktion trugen die Bäuerinnen wesentlich zur Vermeidung der Vergrösserung der Zahl der Arbeitslosen bei und lieferten damit auch einen Beitrag zur Stabilisierung der Gesamtgesellschaft. Die Machtverhältnisse innerhalb der bäuerlichen Familien hingegen wurden zumindest potentiell in Frage gestellt, wenn es vorkam, dass – wie die Landfrauenzeitung berichtete – «eine Kleinbäuerin aus ihrem Hühnerstall mehr lösen» konnte «als ihr Mann aus dem Kuhstall».[93]

Schlussfolgerungen

Die in der Zwischenkriegszeit von der neuen staatlichen Agrarpolitik propagierte Strategie der rationellen Selbstversorgung zur Senkung der Produktionskosten war ein relativ erfolgreicher Versuch, die an den gesamtgesellschaftlichen Verhältnissen der 30er Jahre orientierte Modernisierung des Agrarsektors auf die vorwiegend von den Frauen kontrollierten Bereiche der bäuerlichen Ökonomie auszudehnen; die von den Bäuerinnen schon seit dem Ende des 19. Jahrhunderts

ausgeübte Pufferfunktion wurde unter Beizug der bestehenden landwirtschaftlichen Organisationen erneut aktiviert und ausgebaut. Neu war hingegen, dass die Bäuerinnen jetzt versuchten, diese Funktion nicht nur individuell auszuüben, sondern mittels ihren neu entstehenden Organisationen auch selber auszugestalten – ganz im Sinne Rosa Luxemburgs, wonach die Menschen ihre Geschichte zwar «nicht aus freien Stücken», aber doch selber machen.[94]

Angesichts des relativ geringen Einflusses, den die landwirtschaftlichen Organisationen auf die Richtung (nicht die Ausgestaltung) der staatlichen Agrarpolitik hatten,[95] muss der in Form des Ausbaus der Selbstversorgung und der Marktproduktion geleistete Beitrag der Bäuerinnen zum bäuerlichen Überleben als wohl bedeutender eingeschätzt werden als derjenige vieler politisierender Bauern. Mehr als die Bauern haben die Bäuerinnen in der Zwischenkriegszeit dazu beigetragen, dass die «Bauernschaft» noch nicht verlorenging. Erst in der Nachkriegszeit, als es der staatlichen Agrarpolitik gelang, die Landwirtschaft in die rasant wachsende Konsumgesellschaft einzugliedern, waren jene Bedingungen erfüllt, die zum Verschwinden der Bauernschaft – und damit auch des «Bäuerinnenstandes»,[96] wie eine Kleinbäuerin 1931 schrieb – führen konnten.

Anmerkungen

1 Eric Hobsbawm, *Das Zeitalter der Extreme*, München 1995, 364.
2 Niek Koning, *The Failure of Agrarian Capitalism. Agrarian politics in the United Kingdom, Germany, the Netherlands and the USA 1846–1919,* London 1994.
3 John Berger, *SauErde*, München 1982, 288.
4 Eric Hobsbawm, *Das Zeitalter der Extreme*, 364.
5 In fast allen westeuropäischen Gesellschaften ist der Anteil der Beschäftigten im Agrarsektor heute kleiner als der Anteil der Arbeitslosen.
6 Auch in Deutschland, wo die organisierten (Haus-)Frauen auf dem Land bei der konservativen Mobilmachung in der Weimarer Republik keine unwichtige Rolle spielten, blieb ihr Einfluss auf die Agrarpolitik marginal. Vgl. Renate Bridenthal, «Die Rolle der organisierten Landfrauen bei der konservativen Mobilmachung in der Weimarer Republik», *Feministische Studien* 12 (1994), 110–121.
7 Ausnahmen wie die in der irischen Agrarpolitik zwischen 1932 und 1944 eine überragende Rolle spielende Elizabeth Bobbett bestätigen auch hier die Regel. Vgl. Peter Moser, *Agrar- oder Industriestaat? Politik, Wirtschaft und Emigration in der bäuerlichen Gesellschaft Irlands im 20. Jahrhundert,* Diss., Bern 1995 (Ms.), 116 f.
8 *Schweizerische Landfrauenzeitung (LFZ),* 5. 9. 1931.
9 Vgl. den Beitrag von Werner Baumann in diesem Band.
10 Zur inhaltlichen und zeitlichen Definition der beiden Begriffe «Industriegesellschaft» und «Konsumgesellschaft» vgl. Christian Pfister (Hg.), *Das 1950er Syndrom. Der Weg in die Konsumgesellschaft*. Bern 1995, 26 f.

11 Ursula Baumgartner, «Die Frauenarbeit in der schweizerischen Landwirtschaft», in: *Frauen zwischen Anpassung und Widerstand, Beiträge der 5. Schweizerischen Historikerinnentagung*, 100 f.
12 Christian Pfister, *Geschichte des Kantons Bern seit 1798,* Bern 1995, Bd. 4, 220.
13 Die Maximalarbeitszeit in den Fabriken betrug 65 Std. In der Landwirtschaft arbeiteten Knechte und Mägde zu Beginn des 20. Jahrhunderts rund 78–80 Std. pro Woche. Vgl. Max Lemmenmeier, *Luzerns Landwirtschaft im Umbruch,* Luzern 1983, 398.
14 *Mitteilungen des Schweizerischen Bauernsekretariates*, Nr. 31 und 40.
15 Diese Umstellungen erfolgten aber je nach Region in einem sehr unterschiedlichen Ausmass. So schrumpfte die Getreidefläche im Kanton Zürich zwischen 1850 und 1910 auf einen Viertel, im Kanton Bern aber nur um einen Fünftel; gesamtschweizerisch verringerte sich das Getreideareal um rund 40%. Christian Pfister, *Geschichte des Kantons Bern*, 210.
16 Regine Wecker, «‹… ein wunder Punkt für das Volkszählungswesen›. Frauenarbeit und Statistik an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert», *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte* 1 (1995), 80–93.
17 Zit. nach: Ursula Baumgartner, «Frauenarbeit in der schweizerischen Landwirtschaft», 103.
18 Ebd.
19 So E. Detwyler-Jecker, eine der Initiantinnen der Landfrauenbewegung in der Schweiz, *LFZ,* 30. 3. 1935.
20 Walter Studer, *Untersuchungen über Arbeitswirtschaft und Arbeitstechnik in bernischen Bauernbetrieben,* Diss. ETH, Rapperswil 1946, 59.
21 Walter Studer, *Untersuchungen,* 30.
22 Volkszählung 1900, zit. nach: R. Wecker, «‹… ein wunder Punkt für das Volkszählungswesen›. Frauenarbeit und Statistik an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert», *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte* 1 (1995), 91.
23 Walter Studer, *Untersuchungen*, 12.
24 Ebd.,56, 58. (Angesichts der grossen Wahrscheinlichkeit, dass die Arbeitszeiten zum grösseren Teil von den Bauern erhoben wurden und die Bäuerinnen ihren Anteil tendenziell unterbewerteten, muss davon ausgegangen werden, dass der von ihnen geleistete Anteil an der Arbeit wesentlich mehr als 2–4% über dem Anteil an Arbeitskräften lag.)
25 Für die Arbeitszeiten der weiblichen Dienstboten in der Zwischenkriegszeit vgl. Paul Schmid-Ammann, *Die landwirtschaftliche Dienstbotenfrage im Kanton Schaffhausen,* Thayngen 1939, 45.
26 Ernst Laur, «Die Zukunft der bäuerlichen Jugend», in: Ders., *Reden an die schweizerischen Jungbauern*, Aarau 1931, 25.
27 Kleinbäuerinnen wendeten 55% ihrer Arbeitszeit für Hausarbeit auf, Grossbäuerinnen hingegen 93%. Walter Studer, *Untersuchungen*, 61.
28 Jeremias Gotthelf, *Erlebnisse eines Schuldenbauern,* Basel 1951, 136.
29 Auf einem für damalige Verhältnisse ausgesprochen grossen Betrieb mit einer ausgedehnten Schweinezucht benötigte man für die Zubereitung des Futters je Tiereinheit weniger als 10% der Zeit, die auf einem typischen Kleinbauernbetrieb anfiel. Vgl. Walter Studer, *Untersuchungen*, 83.
30 Walter Studer, *Untersuchungen*, 64.
31 Die Pionierin der Bäuerinnenbewegung in der Schweiz, Augusta Gillabert-Randin, die zusammen mit ihrem Mann einen 22-ha-Betrieb bewirtschaftete, führte während 30 Jahren Buchhaltung über ihre Arbeit. Dabei kam u. a. heraus, dass sie: 2880 Hühner aufgezogen,

131'000 Schweinemahlzeiten hergestellt und während 9600 Stunden auf dem Markt für 78'000 Fr. Produkte verkauft hatte. Vgl. *Die Frau in der Schweiz* (1934), 43.

32 *LFZ,* 22. 8. 1931.
33 Ebd., 4. 7. 1931.
34 Ebd., 22. 8. 1931.
35 *Schweizerische Landwirtschaftliche Monatshefte,* 12 (1936), 299.
36 Ebd., 303.
37 *Der Landwirth*, 17. 2. 1876.
38 Ebd., 12. 11. 1909.
39 Ebd., 19. 11. 1909.
40 Ernst Laur, «Zukunft», 26.
41 *Schweizerische Landwirtschaftliche Monatshefte* 1 (1935), 3.
42 Ebd., 4 (1925), 87.
43 Tagebuch eines Betriebsberaters 2, 24. 7. 1933 (Privatbesitz).
44 *Schweizerische Landwirtschaftliche Monatshefte* 4 (1925), 82, 87.
45 Brief an die Abteilung für Landwirtschaft vom 15. 1. 1929, Bundesarchiv 7220 (A) 1, Bd. 52.
46 *Schweizerische Landwirtschaftliche Monatshefte* 4 (1925), 87.
47 Walter Studer, *Untersuchungen*, 185.
48 *LFZ,* 25. 7. 1931.
49 Ebd., 6. 12. 1930.
50 Ebd., 9. 5. 1931.
51 *Schweizerische Landwirtschaftliche Monatshefte* 12 (1936), 299.
52 Prot. Vorstand Bund Bernischer Landfrauenvereine (VS BBL), 27. 8. 1931.
53 Prot. VS BBL, 5. 3. 1931; Prot. Delegiertenversammlung Bäuerinnenvereinigung Schaffhausen (DV BVS), 18. 11. 1936.
54 *LFZ,* 30. 3. 1935.
55 Prot. GV BVS, 20. 2. 1936.
56 *LFZ,* 31. 10. 1931.
57 So die Präsidentin des BBL, Bertha Brönnimann, am 1. Bernischen Landfrauen-Tag. Vgl. Prot. des 1. Bernischen Landfrauen-Tages vom 25. 2. 1932 (Gosteli-Archiv).
58 Prot. VS BBL, 5. 3. 1931.
59 Prot. GV BVS, 20. 2. 1936.
60 Ebd., 20. 2. 1936.
61 Prot. VS BVS, 4. 5. 1931.
62 Ebd., 12. 11. 1930; 24. 10. 1932. (Die damit verbundenen Bestrebungen zu einer noch grösseren Standardisierung der Eier veranlasste den BVS 1932, eine Eiersortiermaschine zu kaufen. Prot. DV BVS, 24. 10. 1932).
63 Prot. DV BVS, 14. 11. 1934.
64 Prot. GV BVS, 20. 2. 1936.
65 *LFZ,* 30. 3. 1935.
66 Prot. VS BVS, 15. 9. 1938.
67 *LFZ,* 29. 11. 1930.
68 Zit. nach: Bertha Walkmeister-Dambach, *Die Entwicklung und Bedeutung der landwirtschaftlichen Frauenvereinigungen,* Chur 1932, 10 f.
69 Marie Renfer, *Die Organisation der Landfrauen,* Bern 1936, 102.
70 Prot. VS BBL, 5. 3. 1931.

71 So z. B. die OGG Bern und gewerbliche Kreise, vgl. Prot. VS BBL, 5. 3. 1931; 1. 12. 1931.
72 Prot. des 1. Bernischen Landfrauen-Tages vom 25. 2. 1932 (Gosteli-Archiv).
73 Prot. VS BBL, 1. 12. 1931.
74 Prot. VS BVS, 2. 3. 1933.
75 Ebd., 9. 5. 1933.
76 Prot. GV BVS, 1. 2. 1934.
77 Prot. VS BBL, 19. 9. 1932.
78 Prot. GV BVS, 2. 3. 1933.
79 Prot. VS BVS, 8. 5. 1934.
80 Ebd., 15. 5. 1934.
81 *Schaffhauser Bauer,* 17. 11. 1937. (Schon 1936 hatte der BVS anlässlich einer Dörrobstaktion die Migros besonders gelobt. Einzig die Migros, «die die kleinen Ursachen und grossen Wirkungen miteinander in Beziehung zu bringen» wisse, habe sich als grossmütig und entgegenkommend erwiesen, «während andere Geschäfte undiplomatisch an der Hausfrau vorüberschreiten». Prot. GV BVS, 20. 2. 1936).
82 Mitteilungen des Schweizerischen Bauernsekretariates, Nr. 117, 26.
83 Weil der Nordostschweizerische Milchverband billige Kochbutter auf den Markt warf, sah sich der BVS beispielsweise gezwungen, seinen Mitgliedern künftig weniger für die Butter zu bezahlen. Und 1939 musste die BVS lapidar feststellen, dass angesichts der modern eingerichteten Betriebe der Grossmolkereien die Gewinnung von Bauernbutter als Tafelbutter auf dem Markt keine Zukunft mehr habe. Vgl. Prot. VS BVS, 14. 2. 1935; GV BVS, 16. 3. 1939.
84 *50 Jahre SEG-Verband,* Bern 1979.
85 *LFZ,* 30. 3. 1935.
86 Prot. GV BVS, 29. 2. 1928.
87 Prot. DV BVS, 14. 11. 1934.
88 Ebd., 13. 11. 1935.
89 *LFZ,* 31. 10. 1931.
90 Prot. GV BVS, 3. 3. 1932.
91 Ebd., 2. 3. 1933.
92 *LFZ,* 10. 10. 1931.
93 Ebd., 30. 3. 1935.
94 «Die Menschen machen ihre Geschichte nicht aus freien Stücken. Aber sie machen sie selbst.» Das schrieb Rosa Luxemburg 1916 in ihrer im Gefängnis geschriebenen Broschüre «Junius». Sie gab damit dem von Karl Marx in seiner Schrift «Der 18. Brumaire des Louis Bonaparte» gemachten Diktum, wonach die Menschen ihre Geschichte zwar selbst, aber nicht aus freien Stücken machten, eine andere Wendung. Vgl. Rosa Luxemburg, *Gesammelte Werke*, Berlin 1974, Bd. 4, 61.
95 Peter Moser, *Der Stand der Bauern,* Frauenfeld 1994, 395 f.
96 *LFZ*, 22. 8. 1931.